Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 8 (1885)

Artikel: Aus dem Nachlasse Jakob Heinrich Meisters
Autor: Breitinger, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985783

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Nachlasse Jakob Heinrich Meisters.

Von Prof. H. Breitinger.

Vor und nach dem Jahre 1700 wirkte zu Stein am Rhein ein Pfarrer Meister von Zürich. Bei seinem verhältnißmäßig frühe erfolgten Tode hinterließ dieser Mann eine zahlreiche, unbemittelte Familie. Zwei seiner Söhne studirten Theologie in ihrer Vaterstadt, der Eine ward Pfarrer in Neftenbach, der Andere wirkte lange Jahre als französischer Pfarrer an den Hugenottengemeinden Bayreuth, Schwabach, Bückeburg und Erlangen, kehrte endlich im Jahre 1757 in die Heimat zurück und verblieb bis zu seinem 1781 erfolgten Tode als Pfarrer in Küsnacht am Zürchersee.

Jakob Heinrich Meister, dem diese Blätter gewidmet sind, ist der Sohn des Pfarrers von Küsnacht, der bei uns bekanntere Leonhard Meister der Sohn des Pfarrers von Neftenbach.

In einem autobiographischen Fragmente, von dem sich leider nur wenige Blätter erhalten haben, erzählt uns Meister, er sei am 6. August 1744 zu Bückeburg in Westphalen, der Residenz des Fürsten von Schaumburg-Lippe, geboren, seine Mutter (eine Malherbe von Loudun in der Touraine) sei Französin, seine Amme eine robuste Westphalin gewesen.

Auf dem Titel seines Stammbuches aus dem Jahre 1757 nennt er sich « Jacobus Henricus Meisterus alias Le Maître dictus, natione guestphalo-Buckeburgicus, civitate Helvetio-Thuricensis, studiorum academicorum initiatione Erlango-Francus, » —

also einen Westphalen von Geburt, einen Zürcher von Herkunft, einen Erlanger nach seinen Studien. Letzteres bezeugt auch das autobiographische Fragment mit den Worten: „Mit zwölf Jahren war ich bereits an der Universität Erlangen immatrikulirt.“ — Der Zusatz « alias Le Maître dictus » spielt auf die Gewohnheit des Vaters an, sich auf Büchertiteln « Meister (dit Le Maître) » zu nennen.

Unser Fragment berichtet von der grundgelehrten, theologischen und humanistischen Bildung dieses Vaters, von dessen Intimität mit Steinbrüchel, Breitinger und Bodmer. Es überliefert uns als Beweis von dessen Fertigkeit im lateinischen Verse eine „Ode an die Tabakpfeife“ (ad fistulam fumiferam), deren erste Strophe also lautet:

« O nigra fumo fistula, quam tua Dulceis labellis nectaris oscula Præbere siccatis liquores Atque animam recreare norunt! » (Du liebe, rauchgeschwärzte Holländerin, wie verstehn es Deine Nektarküsse lechzenden Lippen süßes Naß zu spenden und meine Seele zu erfrischen!)

„Schon im Alter von vier Jahren,“ fährt Meister in seinem Fragmente fort, „stammelte ich fast mit derselben Leichtigkeit drei Sprachen, nämlich französisch mit meiner Mutter, deutsch mit dem Gesinde und lateinisch mit dem Vater. Mein Ehrgeiz erwachte früh, und ich weidete mich an der Bewunderung unserer Besucher; aber eine gewisse Ungeduld, ein ruheloses Verlangen nach stetem Wechsel begann der nachhaltigen Gründlichkeit meiner Studien hemmend in den Weg zu treten. Ich liebte jedes Generalisiren, faßte rasch die allgemeinen Beziehungen und die Uebersicht der Dinge, während ein genaues Wissen der Einzelnheiten, die Formen der Grammatik, ihre Regeln und Ausnahmen mich anwiderten. Diese Schwäche wurde durch die Methode meines Vaters, der auf Uebung und empirisches Lernen das Hauptgewicht legte, nur gefördert. Ein zartes, feines und kränkliches Knäblein wurde ich überhaupt wohl allzusehr meinen Launen und Träumen und dem Umgange mit Frauen überlassen, zu welchen meine Neigung frühe erwachte. Meine Phantasie hing gerne märchenhaften Träumen nach.“

Hier bricht das in hohem Alter (französisch) geschriebene, 16 Oktavseiten umfassende Fragment plötzlich ab.

Das nächste Dokument ist die ausführliche Anmeldung des Pfarrers von Küsnacht, der seinen hoffnungsvollen sechszehnjährigen Sohn im Dezember 1760 für die theologische Klasse des zürcherischen Collegium Humanitatis präsentirte. In diesem Schriftstücke zählt der Vater eine erstaunliche Zahl von Materien auf, die er mit seinem Sohne privatim traktirt hat. Während sein um drei Jahre älterer Vetter von Neftenbach, Leonhard Meister, langsam nachrückte, erreichte der junge Meister von Küsnacht rasch das nächste Ziel seiner Studien. Mit 19 Jahren war er ordinirt. Es folgte nun eine Reise nach Leipzig und Berlin, und sodann ein Aufenthalt in der französischen Schweiz. An diesen knüpft sich eine weitere autobiographische Erinnerung:

„Eben erst frisch von der Schule, gewann ich das Herz J. J. Rousseau's in Mottier-Travers, indem ich 50 Meilen zu Fuß machte, um ihm die Huldigung meiner Ehrfurcht darzubringen. Ohne sein Unwohlsein hätte er mir die Ehre seiner Gegenwart bei einer Predigt geschenkt." (Rousseau's Aufenthalt im Jura fällt in der That in's Jahr 1763.)

„Ich sah Rousseau später ein letztes Mal in Paris. Ich hatte ihm eine Einladung zu einem Konzerte zu bringen. Er war schlechter Laune und sagte nur: „Im Frühlinge kann mir kein Konzert der Welt den Sang der Nachtigallen ersetzen." Beim Abschied gab er mir die Worte auf den Weg: „Ich glaube zu bemerken, mein junger Freund, daß Sie Ihre Strumpfbänder allzu knapp schnüren. Eine sehr schädliche Gewohnheit in moralischer wie in physischer Beziehung!"

Da haben wir den leibhaftigen Rousseau, der « à propos de concert » mit Nachtigallen und Frühling sich aufspielt und « à propos de jarretières » die Tugend predigt.

„Während meines ersten Aufenthaltes in Genf," so berichtet Meister weiter, „d. h. im Jahre 1763, predigte ich mehrmals auf der Kanzel Kalvins. Ich war in der guten Genfer Gesellschaft sehr wohl gelitten, machte Bekanntschaft mit Abauzit, Tronchin dem Arzt und Tronchin dem

Juristen, mit Bonnet, Le Sage, De Saussure, mit den De Luc, De Vernes, De Vernet, namentlich aber ward ich vertraut mit Moultou, dem Freunde Jean Jacques."

Im Frühjahr 1764 finden wir Meister wieder im väterlichen Hause, ebenso im folgenden Jahre, in welchem er seine „Vier Predigten auf dem Lande gehalten" druckbereit macht. Erst später, in den ersten Monaten des Jahres 1766, reist Heinrich Meister über Bern nach Genf, von da nach Paris.

In einer frühern Arbeit (N. Zürcher-Zeitung 1883, Nr. 106—110) habe ich mich über diesen ersten Pariseraufenthalt Meisters verbreitet. Derselbe dauerte nicht ganz zwei Jahre; denn mit Neujahr 1768 finden wir ihn abermals im väterlichen Hause.

Seine nunmehrige Muße benutzte er zur Abfassung seiner kleinen französischen Schrift über den Ursprung der Religion, welche ihm die Ausstoßung aus dem zürcherischen Ministerium und die Verbannung aus seinem Vaterlande eintragen sollte. Den ganzen Handel habe ich am angeführten Orte nach den Akten unsers Staatsarchives dargestellt. Hier aber möge eine noch nicht veröffentlichte Erzählung dieser Affaire aus der Feder von Meisters Freund und Altersgenossen, Rathssubstitut Escher zum Luchs, nachmaligem Amtmann in Küsnacht, in ihren Hauptstellen folgen. Dieselbe findet sich in den Escherpapieren unserer Stadtbibliothek. Sie trägt das Datum Juli 1769. Escher schrieb sie offenbar für sich und nicht für Andere nieder, als Kommentar zu den von ihm in der Meisteraffaire gesammelten Privatakten, welche die Stadtbibliothek in seinem Nachlasse aufbewahrt.

„Dreimal unterhielt er (Meister) unsere Donnerstagsgesellschaft mit Vorlesung dieses Aufsatzes, und wir erstaunten über das Talent unseres Freundes, über seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit. Auf die angenehmste Weise sahen wir uns durch eine Menge der feinsten und witzigsten Anmerkungen, Einfälle und Anspielungen überrascht. Die Schreibart dünkte uns derjenigen ähnlich, die wir bisher in den besten Schriftstellern bewundert hatten. Gerne gestanden wir einander und uns selbst, daß

Keiner von uns in sich die Fertigkeit fühle, den Fußstapfen unseres Gesellschafters auch nur von ferne zu folgen.

„Letzterem schien unser Beifall ebenso viel Vergnügen als uns seine Arbeit zu machen; er bedurfte desselben desto mehr, als er es nicht wagte, über seinen Aufsatz die Meinung seines Vaters zu vernehmen, dem er ihn doch am liebsten gezeigt hätte; .... aber die Orthodoxie des Vaters war eine Scheidewand, durch die der Sohn nicht zu brechen wagte.

„Eben deßwegen aber fühlte sich Meister gedrungen, seine Schrift noch sonst irgendwo und außer unserem kleinen Donnerstagskreise bekannt werden zu lassen. Doch beschränkte er sein Vertrauen für einmal auf Heinrich Füßli beim Feuermörser, mit dem er sonst in ziemlich genauer Bekanntschaft stand.

„Füßli, der tour à tour in der Religion wie in der Liebe Schwärmer und Spötter sein kann, verschlang gleichsam das geistreiche Büchelchen, über das er vielleicht, wenn es ihm von einer anderen Seite und unter anderen Umständen zugekommen wäre, sich würde gekreuzigt und gesegnet und über den Religionsverächter Rache und Verderben geschrieen haben. Sein erster Gedanke, nachdem er es durchgelesen hatte, war, daß es Sünde und Schaden wäre, diese Schrift im Pult liegen zu lassen und sie der gelehrten und aufgeklärten Welt vorzuenthalten. Der Verfasser machte zwar gegründete Einwendungen, die er aber nach seinem Charakter, und weil er innig an diesen Erstlingen seines Geistes, wie ein Vater an seinem neugebornen Kind hinge, nicht mit dem erforderlichen Ernste behauptete.

„Desto stärker war der Widerstand von Seite unserer Donnerstagsgesellschaft, wo wir einsahen, daß die Bekanntmachung unserem Freunde Unannehmlichkeiten auf den Hals ziehen konnte. Allein der junge Füßli, eigenwillig und eigensinnig (und als ein einziger verzärtelter Sohn), gewohnt, seine Einfälle durchzusetzen, beharrte auf seiner Meinung, und wir gaben desto eher nach, als der Druck in der Füßli'schen Buchhandlung ganz im Geheim bewerkstelligt werden konnte und die förmliche Abrede getroffen ward, daß kein einziges Exemplar hier herausgegeben noch in Umlauf gebracht werden solle.

„Indeß war man unvorsichtig genug, einige Abdrücke im Buchladen herumliegen zu lassen, die wirklich einem Paar hiesiger Gelehrten, die gewohnt sind, von Zeit zu Zeit Alles, was in das Büchermagazin kommt, zu durchstöbern, in die Hände fielen und in hohem Grad ihre Aufmerksamkeit anzogen, ohne daß sie jedoch damals erfahren konnten, wer der Verfasser sei. Dieser ward erst nachher durch einen Zusammenfluß von Umständen bekannt, bei welchen Klatscherei, Leichtsinn, Böswilligkeit und Fatalität mitwirkten. Indeß war jene erste Unbedachtsamkeit eine Hauptursache, daß nachher der Handel eine desto mißlichere Wendung nahm, weil der Druckort und die Verleger nicht mehr geleugnet werden konnten, und man aus Haß und Widerwillen gegen Solche den Aufsatz selbst um so strafwürdiger darzustellen strebte. Es war abscheulich, wie man, als die Sache allgemein ruchbar geworden, wider Beide, den Verfasser und die Verleger, lärmte und tobte. Dies traf gerade auf die Zeit ein, wo die Frühlingssynode (1769) zusammenzukommen pflegte, und man mußte erwarten, daß die Orthodoxie Feuer und Flammen speien würde.

„Um das Gewitter abzuleiten, fand der weise Heidegger für gut, am Montag den geheimen Rath zu berufen und durch diesen den weltlichen Beisitzern der Synode aufzutragen, wenn am folgenden Tage Anzüge wegen der Meister'schen Schrift geschähen, den Kirchenlehrern zu erklären, daß die Obrigkeit bereits von dieser unglücklichen Mißgeburt Kenntniß empfangen habe und im Begriffe stehe, darüber die schärfste Untersuchung anzustellen."

(Durch diesen Schritt wurden die „sonderbaren und fanatischen Auftritte" in der Synode verhindert.) „Einem Auftritt dieser Art glich es aber, als wenige Tage nachher Lavater an der Spitze von zwanzig oder mehr jungen Geistlichen, seiner sonderbar Vertrauten und Jünger, sich zum obersten Pfarrer begab, um ihm ihre tiefe Trauer über das von einem Glied ihres Standes gegebene große Aergerniß in Israel zu bezeugen und den Amtseifer ihres obersten Hirten in Anspruch zu nehmen. Zu gleicher Zeit, wo Lavater sowol mit Meister als Füßli in genauer Verbindung und Freundschaft sich die Mine gab, alles anzuwenden, damit

ihre Personen so viel als möglich geschont werden. Wenn es ihm auch wirklich damit Ernst war (wie denn in der That Lavaters Charakter und Betragen voll Ungleichheiten und selbst Widersprüchen ist, die er sich selbst besser als Andern zu verhehlen weiß), so verfehlte er doch ganz seines Zweckes und mußte ihn, wäre es auch nur um jenes öffentlichen Schrittes willen, ganz verfehlen. — Ueberhaupt handelten die so geheißenen Patrioten [1]), die der Freiheit im Denken und der Aufklärung in allen Fällen zu huldigen vorgaben, bei diesem Anlaß durchaus im Geist des großen Haufens und auf eine Weise, die beinahe alle Achtung und Zuneigung auslöschte, die ich vorher für diese Leute gehegt hatte. Sie glichen sich hierin (Bodmer ihr Vater und Lehrer ausgenommen) fast Alle, von Doktor Hirzel an bis auf den viel jüngeren Direktor Usteri, in dessen Hause sich die moralische Gesellschaft versammelte, von welcher auch Meister Mitglied ist, und deren Besuchung ihm jetzt untersagt wurde. Ulrichen als obersten Pfarrer konnte man seinen Unwillen hingehen lassen, vielleicht auch zum Theil dem schlauen alten Fuchs und Spötter Breitinger, der böse war, sich durch dergleichen unbesonnene Streiche mehr oder weniger kompromittirt zu sehen [2]). Einigermaßen mochte er auch im Ernst übel zufrieden mit Meister sein, dem er Spöttereien über die Dreieinigkeit, die Erlösung, den Apfel im Paradies u. s. f. gerne verziehen, aber es nicht wohl litte, daß er sogar über einige Sätze des Theismus (sic) — entschiedener Deist (sic) und Wolfianer wie Breitinger ist, — Zweifel zu verbreiten wagte. Aus ähnlichen Gründen konnte man Steinbrüchels Mißvergnügen herleiten, noch mehr aber, weil es ihn verdroß, daß sein Liebling beim Feuermörser durch Meister in Verlegenheit und Ungelegenheit komme. Er vergaß, daß Heinrich Füßli selbst weit mehr als Meister schuld sei.

„Mir machte in dem ganzen Handel nichts mehr Mühe, als die Weise, wie Füßli sich zeigte und handelte, da bis auf jetzt mein ganzes

---

[1]) Das Manuskript: Patrioten und Schmeker, die 2c.

[2]) Als Freund des Pfarrers von Küsnacht und Protektor seines Sohnes.

Herz ihm eigen gewesen ist. Schwächer, furchtsamer, eigensüchtiger konnte man kaum sein, als mein Vertrauter sich bewies. Sein älterer Vetter, der die Buchhandlung führte, hatte, nur von ihm genöthigt, seine Einwilligung zum Druck gegeben, nachher als der Lärm begann, mußte er dergleichen thun, als wenn Heinrich von allem so viel als nichts wisse. Dies half aber wenig, man merkte die Kollusion. Letzterer war mit in dem Handel verflochten, und nun verfiel er in die äußerste, recht weibische Muthlosigkeit. Der sonst so muthwillige Spötter weinte ganze Stunden und der entschlossene, standhafte Cato, wofür er andre Male angesehen sein will, wußte vor Angst nicht wohin sich wenden. Er hatte keine Ruhe, bis Meister die Stadt verließe, damit er nicht durch seine Gegenwart und seine allfällige Konfrontation noch mehr in die Klemme komme. Es war ein Jammer, Zeuge des seinigen zu sein!

„Uebrigens that uns besonders im Anfang Niemand mehr und absichtlicher Schaden als Wegmann, Klatscher überhaupt, wie es nur eine züricher Fraubase sein kann, und der die nachtheiligsten Sagen von dem Büchelchen in den Häusern mehrerer Glieder des Kleinen Rathes herumtrug. Groll und Eifersucht wider Meister trieb ihn hiezu an, weil Meister als französischer Prediger viel beliebter als Wegmann war.

„Ueber den Lauf des Prozesses will ich hier nichts weiteres bemerken, er endigte mit dem Kontumazurtheile, daß der Verfasser des geistlichen Standes entsetzt sein und auf Betreten im Wellenberg verhaftet werden solle. So abscheulich der Nachsatz ist, so konnte ihn dennoch Heidegger mit aller seiner Gewandtheit, allem seinem Kredit, mit seinem besten Willen für uns nicht hindern. — Unsere Patrioten waren zwar mehrere Wochen zuvor von ihrem dummen Eifer, aber zu spät, zurückgekommen.“

Später fügte Escher die Bemerkung bei: „1772 ward Meisters Kontumaz-Urtheil aufgehoben. Jedermann schämte sich des fanatischen Gelärmes vor drei Jahren, und daß man vom Wellenberg sprechen durfte. Heidegger leistete uns bei diesem Anlaß wieder die besten Dienste.“

Es macht einen wunderlichen Eindruck, wenn man die Wirkungen

von Meisters kleiner Schrift im Auslande vergleicht. Er selbst berichtet hierüber Folgendes:

„Die Verfolgung meiner Landsleute machte mich im Auslande zu einem Märtyrer der Aufklärung. Voltaire lobte mich mit den Worten:

„Unser Zürcher wird es weit bringen. Er hat kühn gegessen vom Baume der Erkenntniß, den die Thoren uns verbieten wollen und dessen Früchte noch keinen umgebracht.“ Diderot schenkte mir seine Freundschaft, die ganze Encyclopädistensekte ihre Huld. — Friedrich der Große las mein Büchlein und ließ mir durch den Prof. Merian die Stelle des verstorbenen Sulzer am königlichen Kollegium und an der Akademie von Berlin anbieten. Ich suchte dieselbe nach und erhielt sie auch für den Genfer Professor Prévôt. Noch vierzig Jahre nach ihrem Erscheinen wurde meine Brochüre von Steudlin in's Deutsche übersetzt.“

Heinrich Meister hatte seinem Vaterlande, wie er dachte, für immer den Rücken gewandt. In Paris lebte er zunächst als Erzieher im Hause einer Wittwe von Stande, verkehrte viel im Salon Necker und fand sodann bei Melchior Grimm eine litterarische Beschäftigung, welcher er die besten Jahre seines Lebens widmen sollte, und der er es zu danken hat, daß der Name „Henri Meister“ auf immer an einem der wichtigsten litterarischen Denkmäler des achtzehnten Jahrhunderts haften wird. Es ist dies die berühmte «Correspondance littéraire, philosophique et critique», welche erst Grimm, dann Meister zu Redaktoren, Diderot und andere Berühmtheiten zu Mitarbeitern hatte.

Zur Orientirung des Lesers muß hier über Grimm und dessen Lebensschicksale ein Wort eingefügt werden.

Friedrich Melchior Grimm, als Sohn eines lutherischen Pfarrers 1723 zu Regensburg geboren, begleitete nach Vollendung seiner Leipziger Studien unter Gottsched den Grafen von Friesen gegen Ende der vierziger Jahre nach Paris, verkehrte da bald intim mit J. J. Rousseau, der ihn mit den Encyclopädisten bekannt machte, drang durch seine

vielfachen Verbindungen in die feine Welt und die höfischen Kreise, ward Erzieher eines Prinzen von Sachsen-Gotha, dann diplomatischer Vertreter dieses Hofes beim Kabinet von Versailles, verblieb in dieser Stellung bis nach der Hinrichtung Ludwigs XVI., begab sich hierauf nach Gotha, wo er 1807 in dem hohen Alter von 84 Jahren starb. Ein seltenes weltmännisches Talent hatte den armen bayerischen Pfarrerssohn zum Diplomaten gemacht, umfassendes Wissen und ein feines kritisches Urtheil setzten ihn in die Lage, unter den französischen Schriftstellern seines großen Jahrhunderts eine hervorragende Rolle zu spielen. Nach dem Vorgange des Abbé Raynal sammelte Grimm im Jahre 1753 an den europäischen Höfen Subskribenten für eine geheime, handschriftliche Monatschronik, welche über das Pariser Salonleben, besonders seine litterarischen Ereignisse, schonungslos, pikant und gründlich zu berichten versprach.

Im Laufe der Jahre traten eine Reihe von Höfen dem Unternehmen bei, so daß Heinrich Meister schreiben konnte: „Unsere Chronik wird in fünfzehn Exemplaren ausgefertigt, sie versieht die Höfe Europa's von der Newa bis zum Arnostrande.“ Von den heute bekannten Manuskripten des Werkes ist dasjenige von Gotha das vollständigste und, nach Tourneux, das einzige, welches Meisters Fortsetzungen von 1797—1811 bewahrt. — Göthe, im Anhange zu Rameau's Neffen, spricht von dem gierigen Interesse, womit Grimm's Korrespondenz in Gotha und überhaupt in Deutschland verschlungen wurde.

In Frankreich wurde diese Chronik erst 1812 bekannt, als der Buchhändler Buisson ein nach der Schlacht von Jena in Berlin aufgefundenes Manuskript derselben herauszugeben begonnen hatte. Eine zweite Auflage besorgte Taschereau 1829; die dritte und definitive erschien 1877—1882 in sechszehn stattlichen Bänden durch Prof. Maurice Tourneux. Dieselbe reiht sich würdig und gleichförmig an die neue Diderot-Ausgabe von Assézat an.

Von 1753 bis Anfang der siebziger Jahre war Grimm selbst Redaktor seiner Chronik, später trat Henri Meister für ihn ein. Dieser erklärt kategorisch: « En 1775 après son retour d'Italie Grimm me

remit toute la boutique avec ses charges et bénéfices » (Tourneux II. 235). Meister hat diese Erklärung noch zweimal wiederholt: in dem Manuskripte seiner Beiträge, das die Züricher Stadtbibliothek besitzt, sagt er, seine Arbeit beginne im März 1773 (II, pag. 430 der ersten Ausgabe) und reiche bis zum Jahre 1790; und eine hiemit übereinstimmende Erklärung findet sich auch in seinem Nachlasse. Eine Hauptsubskribentin der Chronik, Kaiserin Katharina von Rußland, scheint Grimm's Feder den Vorzug gegeben zu haben; denn sie findet Meister „zu ernsthaft und weniger gewandt in den Ausführungen"; allein auch Meister's Styl besaß die elegante Klarheit des 18. Jahrhunderts; dies beweisen seine zahlreichen Schriften, die fast alle mehrere Auflagen erlebt und ihre Uebersetzer gefunden haben.

Ueber Meister's Stellung zur « Correspondance » ist noch Folgendes zu notiren. Dieselbe schließt im Mai 1793; aber schon 1790 scheint Meister seine Redaktorenrolle aufgegeben zu haben. Dafür versuchte er seit 1794 von Zürich aus das Unternehmen wieder in's Leben zu rufen. Er kannte ja die Adressen der früheren Abonnenten; aber es bleibt zweifelhaft, ob er viele derselben zurückeroberte. Vielleicht blieb ihm nur Gotha treu, woselbst allein Tourneux Meister's Fortsetzungen aufgefunden hat. Uebrigens, wie konnte von Zürich aus eine Pariser Chronik geschrieben werden? Meister traf mit Suard, dem Redaktor des « Publiciste », das Abkommen, diesem Blatte politische Artikel über die Schweiz zu liefern und dafür als Gegenleistung durch Suards Vermittlung eine regelmäßige Pariser Chronik sich zu sichern. Im September 1795 besuchte er selbst Paris, um alte Verbindungen wieder anzuknüpfen und Neues zu erfahren. Mit Benutzung zweier neugegründeten Zeitschriften (der « Décade » und des « Magasin Encyclopédique ») sowie der politischen Tagblätter wußte er denn auch das Leben seiner Scheinchronik bis Ende 1812 zu fristen. Tourneux hat nur Weniges daraus veröffentlicht. Alles Uebrige ruht noch ungedruckt in der Bibliothek von Gotha.

Als im Jahre 1812 der Druck unserer Korrespondenz begann, da fühlte Meister, ihr einzig überlebender Mitredaktor, aus einem doppelten

Grunde sich unheimlich berührt: weil die Chronik über noch lebende und ihm befreundete Personen oft schonungslos berichtet hatte, und weil er seine frühere religiöse Richtung jetzt verdammte. Sein bekannter Brief an Suard ist eine ängstliche Klage, welche dieser mit dem schlechten Troste beantwortete: „Kein Mensch denkt hier an Sie, man schreibt das Ganze dem Baron Grimm zu. In utramque aurem dormies!" Meister klagte nicht länger, sondern bemühte sich von nun an, seinen richtigen Antheil an der Autorschaft des Werkes zu konstatiren, sich sogar zum Mitarbeiter des Herausgebers zu machen.

In den « Esquisses européennes », einer politischen Rundschau europäischer Verhältnisse, welche von Tourneux gar nicht erwähnt werden, ließ Meister 1818 eine letzte Fortsetzung der berühmten Korrespondenz in Buchform erscheinen. Als solche bezeichnet sie der Titel, weniger freilich der Inhalt selbst.

Seinem Freunde Grimm hat Meister einen 1808 geschriebenen Nekrolog gewidmet, welcher neben einem autobiographischen Fragmente die Grundlage für Grimm's Biographie bleibt. — Die gehässigen Mittheilungen Rousseau's über seinen einstigen Freund sind, wie alle Angaben der berühmten « Confessions », mit großer Vorsicht aufzunehmen, sie finden in Meister's Arbeit ein wohlwollendes und glaubwürdiges Gegenstück. Meister zitirt Friedrich des Großen Urtheil, Grimm habe wie Wenige die Menschen gekannt, aber seiner weltmännischen Gewandtheit im Verkehre mit den Großen habe er niemals die Unabhängigkeit seines Geistes zum Opfer gebracht. Und das feine kritische Urtheil seines Freundes illustrirt er mit dem artigen Scherze einer Dame über Grimm's etwas windschiefe Nase: « Grimm a le nez tourné, mais c'est toujours du bon côté. »

Unsere Stadtbibliothek bewahrt einen Brief Leonhard Meister's an Kaspar Escher, Amtmann zu Küsnacht, der einen Besuch Grimm's in Zürich und an der Tagsatzung in Frauenfeld erzählt; sie besitzt ferner ein Billet in den vornehmen Zügen von Grimm's eigener Hand, welches

aus viel früherer Zeit (1766) stammt und an zwei junge Zürcher gerichtet ist, die eine Empfehlung an Grimm nach Paris gebracht hatten.

Mit dem Sturze der französischen Monarchie am 10. August 1792 war auch Meister's Pariser Laufbahn vernichtet. In den fragmentarischen am Ende seines Lebens verfaßten „persönlichen Erinnerungen an die Revolution" schildert er die letzten dreißig Tage seines Pariseraufenthaltes. Ich erzähle frei nach dem französischen Manuskripte.

„Am Vorabend des Sturmes auf die Tuilerien traf ich in der belebten Galerie des Palais royal auf die Banden der Marseillaner, welche folgenden Tages eine Hauptrolle zu spielen bestimmt waren. Die Kaufläden waren geschlossen worden, die Restaurateurs hatten ihr Silberzeug vergraben, in ihren Lokalen aß man jetzt mit Blechlöffeln. Ich begreife heute noch nicht, wie diese Bande von siebenhundert Strolchen die französische Monarchie zu stürzen im Stande war. Noch heute aber sehe ich sie vor mir, diese unheimlichen Gesellen, die uns gellend in die Ohren schrieen: «Que de gens qui mangent aujourd'hui, ne ch.... plus demain!»

„Am folgenden Tage eilte ich über das Boulevard de la Madeleine nach dem Hotel einer fremden Gesandtschaft, als mir die wilde Masse entgegenströmte, welche die erste Salve der Schweizer im königlichen Schlosse in die Flucht gejagt hatte. «A bas les Suisses, les infâmes Suisses!» tönte es von allen Seiten. Ich trug in meiner Tasche das deutsche «Ça ira!» welches der Dichter Gleim für die Alliirten unter dem Herzoge von Braunschweig gedichtet hatte. Der Minister des Herzogs, Baron von Rothenkreuz, mit welchem ich eine lebhafte Korrespondenz unterhielt, hatte mir jene Verse soeben übersandt: fürwahr ein sonderbarer Laufpaß in jenen verhängnißvollen Tagen!

„Am folgenden Morgen kam mein Freund und Landsmann Schweizer und forderte mich auf, an den Schranken der Nationalversammlung um Gnade und Gerechtigkeit für die gefangenen Schweizer zu flehen. Ich

weigerte mich natürlich, diesem abenteuerlichen, gefährlichen und nutzlosen Vorhaben beizutreten. Die nun folgenden Wochen hielt ich mich meistens zu Hause, mit Dantes Inferno beschäftigt und von gräßlichen Phantasien heimgesucht. An die Abreise dachte ich erst, als ich die Metzeleien in der Conciergerie vernahm. Mit Mühe und nur durch den Beistand eines mir ergebenen Kutschers erhielt ich einen Paß nach England. Kaum hatte ich diesen in der Tasche, so erschien auf meinem Zimmer ein ehemaliger Freund, Herr O., der sich seither zu den Jakobinern geschlagen und von mir entfernt hatte.

„Er kam mir wohlmeinend mitzutheilen, ich sei wegen meiner geheimen Beziehungen zum Hofe von Braunschweig denunzirt und meine Verhaftung eine beschlossene Sache. Ich wußte mich allerdings nicht unschuldig. Der Herzog stand mit seinen Truppen in Verdun, und wir betrachteten seine baldige Ankunft in Paris als eine unfehlbare Sache. Der Baron von Rothenkreuz hatte mir eben noch geschrieben: „Ich empfehle Ihnen ganz besonders den jungen Offizier, der bald in Paris sein wird und Ihre Bekanntschaft zu machen den lebhaftesten Wunsch hegt". (Man sieht aus dieser Zuversicht, die bei allen Royalisten herrschte, daß Dantons inhaltsschweres Wort: «Il faut leur faire peur» von dem Standpunkte der Nothwehr nicht ungerechtfertigt war.)

„Der Dank, den ich dem Hern O. dafür schulde, daß er mich zur rechten Zeit noch warnte, ward nicht geschmälert durch die Anklage, womit er mich bald nachher in einer Lieferung von Archenholz' „Minerva" bescheerte. Dort nämlich versichert er seine Leser, der Herzog von Braunschweig sei über die wahre Lage der Dinge in Frankreich getäuscht worden, namentlich auch durch die Berichte des Herrn Meister, welcher zwar viel Geist besitze, aber lange nicht genug um einzusehen, daß man über Frankreichs Lage in den Klubs der Jakobiner mehr erfahre als in den Salons der Royalisten, der Schöngeister und der feinen Damen.

„Man wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich nach jener summarischen Warnung des Herrn O. mich etwas schlotternd in einen Wagen warf, um auf denselben Abend noch die Postpferde zu bestellen und meine

Reise nach Boulogne möglichst zu beschleunigen. Ich langte daselbst ohne Unfall an und traf mit Herrn von Talleyrand zusammen, der durch die Fürsprache von Madame Danton einen Paß erlangt hatte und seit zwei Tagen auf günstiges Wetter zur Ueberfahrt nach England harrte."

Am Ende eines langen Lebens ließ der lebhafte, noch immer thätige Greis alle ihm gewordenen Auszeichnungen noch einmal an sich vorüberziehen; er zeichnete sie in ein Heft auf, dem er den Titel «Inventaire de mes vanités» gab. Auch in diesen Blättern finden sich eine Reihe biographischer Notizen, welche in ihrer aphoristischen Form hier mitgetheilt werden.

„Meine Uebersetzung von Geßners Idyllen verschaffte mir Zutritt im «Mercure» und im «Almanac des Muses». Um ein Exemplar dieser Uebersetzung der «Sultane en faveur» überreichen zu dürfen, wagte ich die Ausgabe von zwölf Louisd'or. Aber diese Spekulation brachte mir keinen andern Vortheil als den, die schönste Odaliske Europas einmal von Nahem betrachten zu dürfen." — Tourneux, der diese Notiz noch nicht gekannt, bemerkt, Henri Meister habe, man wisse nicht wie, Beziehungen zu Mme. Dubarry angeknüpft.

„Ehrengeschenke. Für meine Schrift: «La Morale naturelle» erhielt ich von Katharina II. eine goldene Medaille; von derselben später zwei goldene Dosen, und neulich noch (1820) von ihrem Enkel einen reichen Diamantring für die Widmung meiner «Méditations religieuses». Einigen Artikeln des Jahres 1773 und meinen Bemühungen mit seinem Sohne verdanke ich Neckers bleibende Freundschaft. Ihm verdanke ich auch meine erste Lebensrente von 1000 Fr. — Andere Geschenke erhielt ich von Prinz Friedrich von Preußen und vom Könige von Württemberg.

„Verbindungen mit Fürsten: mit Katharina „dem Großen" (le Grand), mit Gustav III. König von Schweden, mit den Königen von Preußen und Polen, dem erlauchten und unglücklichen Herzoge von Braunschweig und seinem würdigen Minister F. von Rothenkreuz, mit

dem Großherzoge von Toscana, seither Kaiser von Oestreich, mit den Herzogen von Zweibrücken, von Saxen-Gotha, von Meklenburg, den Fürsten von Waldeck, von Oldenburg, ganz besonders mit dem Markgrafe von Ansbach und seinen zwei berühmten Freundinnen, Mlle. Clairon (der Pariser Schauspielerin) und Milady Craven, die er später heirathete und die mich während meines Aufenthaltes in England mit ihren Gutthaten überhäufte."

„Verbindungen mit bedeutenden Frauen: mit Mlle. Bondely, von welcher Rousseau sagte, sie schreibe wie Voltaire und denke wie Leibnitz; mit Frau Necker, Frau von Staël, Frau von Vandeuil (Diderots Tochter), Frau Guizot de Meulan, welche im „Publiciste" verschiedene meiner späteren Schriften wohlwollend besprochen hat; Frau von Epinay, Frau von Souza, Mlle. Clairon, Milady Craven, Miß Wolstonecraft seither Mme. Goodwin, Frau La Roche, die erste Liebe Wielands." — Meisters beste Freundin: Mme de Vermenoux fehlt in dieser Aufzählung; dafür heißt es: „ich habe eine intime Freundin hinreichend glücklich geschildert, um Katharina II. den Wunsch einzuflößen, ihr Portrait und ihre Büste zu besitzen. Ich glaube sie aber noch besser in einem Kapitel meiner «Morale naturelle» und in meiner «Euthanasie» gemalt zu haben."

„Würden: Der Herzog von Sachsen-Gotha ließ mir 1781 durch Herrn von Grimm den Vorschlag machen, die Erziehung seiner beiden Söhne zu übernehmen. Fast zu gleicher Zeit empfing ich dieselben Anträge von dem Herzog von Braunschweig. Aber in jenen Jahren hätte ich fern von Paris nicht leben können."

„Fast sechzig Jahre alt ernannte mich Bonaparte zum Präsidenten der zur Einführung der schweizerischen Mediationsverfassung bestimmten Kommission; und bei Eröffnung des ersten großen Rathes von Zürich saß ich auf demselben Stuhle, von dem man mich vierzig Jahre früher als Atheist verrufen hatte. (1802 schlug ich eine diplomatische Mission nach Paris aus, wohin das helvetische Direktorium mich schicken wollte.)

„1804 reiste ich nach Paris. In Stein, auf dem Wege nach Basel, erreichte mich um Mitternacht ein Courier des geheimen Rathes von

Zürich, welcher mich ersuchen ließ, nach Bern zu reisen, um in der Angelegenheit der damaligen zürcherischen Unruhen (Bockenkrieg) eine Mission bei der französischen Regierung zu übernehmen. Zwar schlug ich den offiziellen Charakter eines Gesandten aus, versprach aber gleichwol meine guten Dienste und reiste mit Briefen an Talleyrand und Fouché nach Paris ab. Die Persönlichkeit dieses Letztern machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck; es gelang mir, die Verstimmung der französischen Regierung zu heben, und die Vaterstadt belohnte meine Dienste mit einer goldenen Medaille."

In dieser seiner Heimat Zürich, an der Seite einer Jugendfreundin, welche er 1806 als Wittwe geehlicht, genoß H. Meister ein frohes, langes und glückliches Alter. Rastlos arbeitete er bis an sein spät erfolgtes Ende. Vom Schlage gerührt starb er den 8. November 1826.

Herr Maurice Tourneux hat in einem seiner Briefe an den Schreiber dieser Zeilen den Gedanken wiederholt, den er in seiner Ausgabe der « Correspondance » bei Anlaß Meister's ausgesprochen: „Die Schweiz und Zürich scheinen ihre Gewohnheit, das Andenken der Wackeren zu ehren, bei Meister vergessen zu haben; denn kein Landsmann hat H. Meister einen Denkstein gesetzt. Er scheint die Strafe aller Derer zu theilen, welche in einer fremden Sprache als Schriftsteller sich aufthun."

Nun, in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts steht ja ein Denkmal, das die verbundenen Namen des bayrischen und des schweizerischen Pfarrerssohnes, die Namen Melchior Grimms und Heinrich Meisters treu bewahren und späten Zeiten überliefern wird[1])!

---

[1]) Die zuvorkommende Mittheilung der von mir benutzten, in französischer Sprache verfaßten Meister-Papiere verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Oberst Reinhart-Sulzer in Winterthur. Meisters Stammbuch befindet sich im Besitze der Frau Escher-Bürkli in Zürich, deren treues Gedächtniß das Bild ihres Stiefgroßvaters Meister in lebendigster Frische bewahrt hat.